

Nachklänge zur Calvenfeier

Autor(en): **Juchler-von Greyerz, Molly**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **3 (1899)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573592>

Nutzungsbedingungen

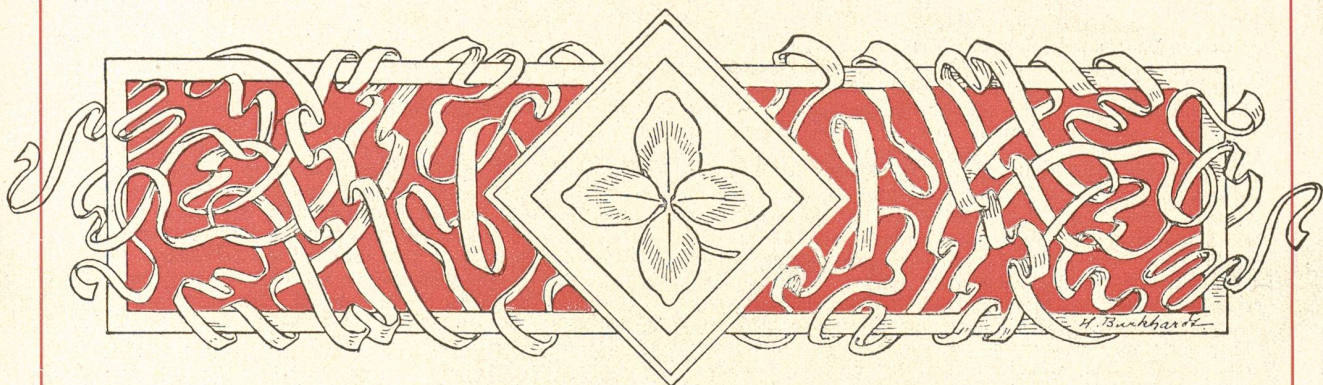
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Nachklänge zur Calvenfeier.*)

Von Molly Zuhler-von Gregerz, Herisau.

Wenn man heutzutage von „Festspiel“ und „Gedenkfeier“ spricht, so zuckt der Litterat vom Fach die Achsel und der Journalist und Reporter lächelt herablassend, während er in seinem Blatte den Glanz und die Ausdehnung der patriotischen Feier preist. Den Dichtern und Komponisten des Werkes werden Niesenfränze gereicht; aber der Barnabä schreibt ihre Namen nicht ins gold'ne Buch. Und doch übt ihr schlichtes Werk, dessen schönste Blüten sie nur im Vorübergeh'n vom Gartenhag der hohen Frau Poesie gepflückt, eine reinere, tiefere Wirkung auf Viele und einen allgemeineren, erhebenderen Eindruck auf das Volksgemüt, als manch geistvolles Federprodukt, das viel gerühmt und wenig gelesen wird. Wie wäre es sonst möglich, daß eine Versammlung von 15—20,000 Menschen vier Stunden in Kälte und Regen ausharrt, achtlos ihre Toilette der Unbill des Wetters preisgibt, und noch rauschenden Beifall hat für jeden Aktluß und das Finale des Festspiels, die Nationalhymne entblößten Hauptes und stehend mitfingt. So geschah es Sonntag den 28. Mai, an der ersten Aufführung der Calvenfeier, als der Bündnerhimmel seines Volkes Beharrlichkeit und vaterländische Begeisterung auf der Wasserwage prüfte und mit seinem feuchten Segen segnete. Und sie haben Stand gehalten und diese ihre Tugenden glänzend bewährt. Nicht minder aber auch ihre Brüder, die herbeigeströmt aus der ganzen übrigen Schweiz. Sie fühlten sich hingerissen von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, das in dem Festspiel zu überzeugendem Ausdruck kommt.

Ich möchte mir keine Kritik des Spieltextes anmaßen, doch wird jeder aufmerksame Leser und Zuhörer zugestehen müssen, daß die Bilder mit einem wirklichen Feingefühl für die Poesie der Geschichte ausgewählt sind, daß der Gang der Handlung auch den verstecktesten patriotischen Nerv zu treffen weiß, ja ihn förmlich herausfordert und daß jeder Akt eine glückliche Steigerung des vorhergehenden bedeutet, somit das wachsende Interesse des Zuschauers bedingt. Das lieblichste des ganzen Textes sind wohl die eingestreuten, oft ganz kurz gehaltenen Lieberchöre, deren inniger Herzton und schlichte Bildlichkeit schon beim Lesen ergreift und befruchtet. Echte Poesie atmet z. B. der kurze Schnitterinnenchor:

„Wißt ihr unsern Gerstenacker?
Hoch am stillen Walde,
Wo die Hirschen geh'n,
Wo die alten Tannen
Vor dem Windzug steh'n,
Wo die Haselbüsche
Leise Kühlung weh'n,
Klingt im Erntemonat
Unsere blanke Sichel.“

und wieder das Finale des 4. Aufzuges, der Sieges- und Freiheitsgesang:

*) Anlässlich der Calvenfeier hat das Polygraphische Institut A. G. Zürich auf Veranlassung des Organisations-Komitees ein Album mit 12 Tafeln in polychromer Ausführung von überraschender Naturtreue entfällt. Es sind farbige Photographien von seltener Schönheit. Das Album kann zum Preise von Fr. 3.— plus Porto von Herrn Prof. Zedlin, Chur, bezogen werden.

„Ein Maien kommt und wandelt durch die Lüfte;
Grüngras und Laub pflanzt er auf alle Gräfte.
Ein Brausen geht vom großen Siegesmahle,
Es dröhnt und stürmt durch alle Felsenthale.“ 2c.

Das sind Verse, die ein jedes Bündner Schulkind auswendig wissen sollte, kecke, siegesfrohe Worte, die jedem Schweizerkind wohl anstehen.

Einen großen Vorzug vor anderen Festspielen hat das Bündnerische in der fortlaufenden Handlung der ersten 4 Aufzüge. Da werden der Phantasie keine Jahrhundertsprünge zugemutet; eine ruhige Entwicklung läßt den Zuschauer die einzelnen Kerngestalten klar erfassen und auseinander halten. Und sie sind es wert, diese Bündnerreden, daß wir sie uns genauer ansehen. Denn in der Auswahl der Spielleute ist das betreffende Churer Komitee mit einer Findigkeit und Treffsicherheit in Beurteilung des Effektes vorgegangen, die an Meiningerische Moutine gemahnen.

Was für Prachtsgestalten bietet nicht der Säumerzug! Wer diese gebräunten Bergler mit dem welligen, natürlichen Vollbart, den breiten, lastgewohnten Schultern und sehnigen Armen nicht nur von der Bühne herab, sondern auch beim Festzug in nächster Nähe gesehen, der mußte seine Freude haben an diesem gefunden, krafttrogenden Menschentum, das mit der Breitspurigkeit und dem stolzen Selbstbewußtsein echter Alpensöhne auftritt, und den prunklosen Apparat seines beschwerlichen Berufs naturgetreu uns verwöhnten Kindern des 19. Jahrhunderts vorführt. Und dann die hohen Würdenträger der Kirche, unter denen mir der Charakterkopf und die Behäbigkeit des Domdekans Konrad von Marmels noch besonders Erinnerung geblieben; die Heldenfigur des Fontana und seiner Mitkämpfer und die imponierenden Gestalten der Patrioten in ihrer eleganten, farbenfrohen Gewandung. Daß die Churer ihre Auslese von prägnanten Männer- und Frauengestalten zur Verfügung stellten, ist selbstverständlich. Daß aber der Meiningerische Spürsinn es sich nicht verbrießen ließ, bis hoch hinauf in die Berge und Hochthäler nach passenden, markanten Figuren zu spähen und damit das ganze engere Vaterland ins Interesse zu ziehen und für die Sache zu begeistern, zeugt von zwei im Grunde sich widersprechenden Eigenschaften: dem feinen Kunstsinne, dem keine Mühe zu viel ist, wo es gilt, durch Auswahl der Mittel das Höchste zu erreichen, und der Klugheit, die auch in scheinbar nebensächlichen Dingen immer das Gelingen des Ganzen im Auge hat. Und welche Niesenarbeit mit diesen Vorbereitungen, der Kostümirung und Einübung zu bewältigen war, kann man sich bei einem Spielpersonal von 1500 Personen kaum vorstellen.

In einem Punkte wurde auf der Bühne nicht gemeinert, in der Vorführung der Schlacht an der Calben. Kriegerische Handlungen bilden für die dramatische Reproduktion immer eine gefährliche Klippe, die man besser in weitem Bogen umschiffte, als daß man sich ihr steuerlos ausliefert. Denn das Steuer der Wahrheit kostet es unbedingt. „Wehe dem Fahrzeug — — —“

Man könnte noch weitere Fragen aufwerfen, die das Meinigertum streifen, Fragen, die nicht nur dem phantasielosen

Realisten, sondern weit eher noch dem Idealisten, dessen künstlerische Forderungen, wie seine Phantasie keine Grenzen kennen, beifallen. Wie z. B.: „Ist es nicht eine Zumutung an unsere fünf gefunden Sinne, ein allzunahes Anstossen an unsere Gläubigkeit, wenn die Krieger aus der heißen Schlacht so sauber und tadellos zurückkehren, wie frisch aus dem Ei geschlüpfte Küken?“ Wir wollen im Spiele das Schöne genießen, die Schönheit der Farbe, des Klanges, der Linie und der Geste. Wir können aber nicht verhindern, daß dicht neben der Phantasie die Vernunft steht, messend, vergleichend und kopfschüttelnd. Und sie beeinflusst unser Schönheitsgefühl in dem Maße, daß wir den Wahrheitsbegriff mit der ästhetischen Forderung verquicken und dies nicht ohne Bereicherung für unsern ethischen Menschen. Ein anständig sich präsentierendes Laster schreckt nicht ab, eine Bühnenniederlage, die mehr einer geordneten Flucht gleicht, erschüttert nicht, ein Sieg, von ein paar bligenden Säbeln errungen, begeistert nicht, und für einen Felden, der mit klaffender Todeswunde noch eine Ansprache hält, haben wir kein Verständnis. Fordern wir deshalb Blutvergießen, abstoßendes Gebaren und Ekel vor die Kampen? Nein. Aber vielleicht wird es das Zukunftsspiel etwas mehr mit der alten Weisheit halten, „nicht alles zu sagen, was wahr ist, aber immer nur die Wahrheit zu sagen.“

Die Festspiele müssen bleiben. Sie sind ein mächtiges Erziehungsmittel für das Volk, das sich nicht kümmert um Streit- und Zeitfragen der Kunst, und doch gerne ihr zu Füßen sitzt und begierig lauscht, wenn sie verständlich zu ihm spricht. Unsere größten Künstler gehen aus dem Volke hervor. Ist es da nicht eine Dankspflicht, wenn ihm Anregung geboten wird, seine Feste zu veredeln, zu vertiefen, seiner Schaulust ein würdiges Objekt zu stellen und seinen Patriotismus und das Bedürfnis nach edlern Genüssen zu wecken und anzuregen?

Ich werde den Moment nie vergessen, als am zweiten Festtag im Schlußakt die Sonne wie auf ein Stichwort durch die Wolken brach, als der Dichter Salis mit sympathischer, weithin verständlicher Stimme die Stelle sprach: „Schauet hin, noch nie sah ich so hell sie strahlen, die Gottesonne über unserm Thal.“ Wie ein verhaltenes Jubeln ging es durch die Menschenmenge. Man faßte den Nachbar impulsiv an Hand oder Arm, und wildfremde Menschen blickten sich wie verklärt an, als plötzlich das ersehnte Leuchten über die Bühne ging und alles in Glanz und Farbenpracht tauchte, als über der gemalten Alpenlandschaft des Hintergrundes die Calanda ihren blendenden Panzer zeigte. Solche Zufälligkeiten hat nicht jedes Fest zu bieten; sie zeigen aber nur, wie bei einem richtigen Schweizerpatrioten Geschichte und ihr Schauplatz, die Natur, eng verknüpft sind.

Ueber die Churer Gastfreundschaft könnte ich ein eigenes Kapitel schreiben; sie hängt zusammen mit dem Bündner Volks-

charakter, der wiederum aus der ihn umgebenden Natur herausgewachsen zu sein scheint und in inniger Harmonie mit ihr bleibt. Da blicken über jede Thalenge die weißen Zinnen der Bergriesen; sie scheinen sich auf die grünen Hügel zu stützen wie greise Häupter auf die Schultern hoffnungsfroher Jugend. Von den Höhen grüßen trostige Burgen, wohlerhaltene Schlösser neben ersten Ruinen mit stillen Toten Augen. Durch Schlucht und Tann gräbt sich der Bergbach eigenwillig sein Bett, und wo sich ihm Berg und Fels entgegenstellen, da steigert sich sein Trotz. „Und ich komme doch,“ heißt seine Losung. Und wenn wir von sicherer Straße hoch oben auf ihn herabsehen, so erschauern wir ob seiner Wildheit und der Titanenraft, mit der das feuchte, bewegliche Element seinen Weg durch das harte Gestein sich erzwingt. Wo wir hinschauen, spricht die Natur die Sprache erster Größe und herber Schönheit. Ähnlich der Volkscharakter der Bündner. Da ist kein Wort zu viel; sie kargen mit ihren Gunstbezeugungen und prüfen und wägen, ehe sie ihr Urteil abgeben. Aber wo sie überzeugt sind, da schenken sie reich und ohne zu berechnen, Vertrauen um Vertrauen. Fest wie der Fels ihre Treue, zäh ihre Meinung und energisch ihr Handeln wie der trostige Wildbach, hingebend und schlicht im Schenken, und einfach und ernst ihr Denken und Reden, als läßen sie ihre Gedanken von den weißen Mäthern der in stiller Größe und Schöne dastehenden Berge.

Doch keine Regel ohne Ausnahme. Ich denke an eine der Gletscherjungfrauen im Gefolge der Rhätia, deren sprudelnd lebhaftes Wesen und bewegliche Anmut im Privatleben einen lieblichen Gegensatz bildete zu der eifigen Unnahbarkeit, die sie im Schlußbild zu verkörpern hatte. Das sind Kontraste, wie sie uns auch die Natur bietet, wenn wir an den Seen des Oberengadins stehen, in denen sich der blaue Himmelsfrieden, lachendes Grün neben der stolzen Höhe spiegeln. Ja, „stolz lieb' ich den Bündner“; dies Wort stimmt so gut, wie das sonst gebräuchliche. Es ist nicht der Stolz, der sich mit Flittern umhängt, mit Säbel und Sporn raffelt, und mit Tiraden und Worten ficht; sondern jenes Selbstbewußtsein, das die eigne Kraft verleiht, jene vornehme Ruhe des gebornen Gentleman, der stolz ist auf seine Heimat, ihre Geschichte und seine Ahnen, die dafür gekämpft und geblutet. Wenn dir der Bündner die Hand drückt, so heißt das: „Ich traue dir, sei mir willkommen, mein Haus sei das deine.“ Und er hält es ohne Abzug, ohne Wortgepränge, wie etwas Selbstverständliches. Eine Bündnerin erzieht ihr Kind nicht mit Worten und Schelten, sondern mit dem Selbstthun, dem Beispiel. Und wenn sie es anblickt, wenn sie es küßt, so liegt in dem Blick ihr Herz und in dem Mutterkuß ein stummer Segenswunsch.

Ich grüße dich, du schönes Bergland, und deine Söhne, Fry Rhätia: „Hei fraischgiamaink!“

⇒ Blumensprache. ⇐

Es sprach die Narcisse: „Wisse
Der Garten zu warten im Garten.“

Die Tulpen, die stolzen, sie reden:
„Gib hin dein Herz nicht an Jeden.“

Es fichert die Rose, die lose:
„Will's dir zu sehr gefallen,
Gedenke des Dorns in Allem.“

Es seufzte das Veilchen: „Ein Weilchen,
Ein kleines nur blüh' ich. Bemüh' dich!“

Es tönt aus Vergißmeinnichts Bläue:
„Vergiß nicht in Liebe die Treue.“

Es lehrt die Genziane, die blaue:
„Dem heilenden Bittern vertraue.“

Es sang die Lilie, die reine:
„Dem Reinen gehör' ich alleine.“

Und alle zusammen umschlangen
In duftigem Kranz mich und sangen:
„Bewahr' uns zum Strauße gebunden,
Dann hast du die Weisheit gefunden.“

Arnold Ott, Luzern.